

Die im Dunkeln sieht man nicht

Autor(en): **Erb, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens**

Band (Jahr): **63 (1966)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-836597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von dem, was ich ihm anvertraue. Er hat gütige Augen, doch eins fehlt – er antwortet mir nicht!

Aber dafür – widerspricht er mir auch nicht!»

Und während er noch alle Für und Wider seines selbst gemalten Freundes gegeneinander abwägt, gehn in mir die Wogen hoch: Mitten in unserer bewegten überaktiven, lärmigen Zeit gibt es einen Menschen, der so einsam ist, daß er sich einen zuverlässigen Freund an die Wand malt, damit dieser sein Alleinsein mit ihm teile –

Und einen andern gibt es, der von Café zu Café läuft, um seine Einsamkeit zu vergessen –

Wieviel treuer müßten wir noch sein in der Betreuung von Menschen, die uns anvertraut sind.

Diese packende feinsinnige Skizze verdanken wir dem Zwinglikalender für das Jahr 1966. Verfasserin ist die bekannte Flüchtlingsmutter Frau Dr. *Gertrud Kurz*, Bern. Ihre Frage begleite uns ins neue Jahr hinein! Sie rüttelt an Grundsätzlichem in unserer Arbeit, genau so, wie das die nachstehende Betrachtung von *Gottfried Erb* tut. Diese erschien im Heft 4/1966 der CARITAS, Monatsschrift des Schweizerischen Caritasverbandes.

Die im Dunkeln sieht man nicht

Armut ist bei uns zu einem Fremdwort geworden. Wir lokalisieren sie anderswo, im Süden Europas, in Übersee und nach den Untersuchungen, die unter Kennedy in Gang gebracht wurden, auch in den USA. Aber bei uns? Wer arbeitswillig ist, der braucht nicht schlecht zu leben, so lautet die gängige Diagnose unseres sozialwirtschaftlichen Zustandes. Und tatsächlich, das Bild dieser Gesellschaft wird von schier endlos wachsendem Konsum bestimmt. In den Statistiken taucht Elend überhaupt nicht mehr auf. Aber verschwindet es nicht einfach in den klugen Durchschnittszahlen? Mein Lehrer, ein Professor der Wirtschaftswissenschaft, pflegte zu sagen: «Im Durchschnitt sind Millionär und Bettler reiche Leute.» Könnte es am Ende hierzulande nicht auch so sein? Wir wissen nicht viel darüber. Armut verbirgt sich mehr denn je, ist mehr noch als früher eine Schande.

So war die Öffentlichkeit in England erstaunt und entsetzt, als ihr zum letzten Weihnachtsfest die Ergebnisse einer privaten Untersuchung präsentiert wurden, die ein ungeahntes Massenelend bloßlegte. Fünfhunderttausend bis eine Million Kinder leben unter dem von den Wohlfahrtsämtern angesetzten Existenzminimum. Eine Dozentin der Universität Wales, so berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung, gab als typisches Beispiel für diese Bevölkerungsschicht eine Familie mit sechs Kindern an: Die Mutter habe nach der Bezahlung der Miete und des Heizmaterials nurmehr elf Mark pro Woche für jedes Kind. Selbst so einfache Dinge wie Seife seien unerschwinglich. Die Kinder hätten nichts, was sie ihr eigen nennen könnten. Die jüngeren wüßten nicht einmal, was ein Bleistift sei. Die älteren Kinder kämen müde zur Schule, da sie zu mehreren in einem Bett schlafen müßten.

Zu den Armen im weiteren Sinne müßten 1960 siebeneinhalb Millionen gezählt werden. Zweieinhalb Millionen seien davon Kinder. Immer wieder sind es die kinderreichen Familien, die zu den Ärmsten gehören.

Ob es in der Bundesrepublik wirklich anders ist? Professor Alexander Mitscherlich, einer der scharfsinnigsten Analytiker unserer Gesellschaft, gelangt, was die Lebensverhältnisse der Städte angeht, zu folgendem Schluß: «Der Anthropologe kommt aus der Verwunderung darüber nicht hinaus, daß die merkantile Planung unserer Städte offenbar nur für *einen* Alterstypus, und da noch mangelhaft genug, geschieht, und zwar für den erwerbsfähigen Erwachsenen. Wie er zu einem solchen wird, scheint ein zu vernachlässigender Faktor zu sein, vielmehr, es wird überhaupt nicht danach gefragt. Die kindliche Eigenwelt als eine schwache Machtsphäre wird rücksichtslos manipuliert, ein fast unbeachtetes Residuum absolutistischer Herrschaftsmodelle.»

Ein solches Urteil ist alarmierend genug und sollte besonders verantwortungsvolle Christen hellhörig machen. Es verlangt zumindest genaue Untersuchungen.

Die ersten Katholikentage der Nachkriegszeit sind energisch unter dem Gesetz der christlichen Soziallehre angetreten. Das ist lange her. Wäre nicht hier und heute eine dringende Aufgabe für sie und das sie tragende Zentralkomitee der deutschen Katholiken? Denn es ist ja mit dem Studium der Zustände nicht getan. Forschungsergebnisse entschwinden schnell dem öffentlichen Bewußtsein und sind damit allzuleicht von der politischen Tagesordnung gestrichen. Kinderreiche Familien sind politisch schwach. Sie sind als Gruppe nicht formiert und könnten als solche in dem rücksichtslosen Kampf der Wirtschaftsinteressen allein nicht viel ausrichten. Sie brauchen einen starken Arm.

Unsere Gesellschaft ist einer unbarmherzigen Konkurrenz ausgeliefert, deren Gesetz den Stärkeren zum Sieger macht. Es gehört zu den Paradoxien unserer Staatsform, daß gerade eine fortschreitende Demokratisierung auch die Abhängigkeit der Staatsorgane von den politisch starken Gruppeninteressen vergrößern kann, was zugleich einer Zurückdrängung, wenn nicht sogar einer Art Unterdrückung der Schwachen gleichkommt. – Hier mindestens korrigierend zu wirken, die Vergessenen aufzuspüren und zu stützen, das dürfte zu den politischen Funktionen der Kirche gehören.

Gottfried Erb

Ursula: wert zu leben!

Der vor kurzem in Zürich angelaufene Film «Ursula oder das unwerte Leben», hat in der breiten Öffentlichkeit ein intensives Interesse gefunden, ja, fast einen Schock ausgelöst. Er wird selbstverständlich in den Fachkreisen lebhaft diskutiert und in einzelnen Punkten auch kritisiert. Dies veranlaßt Pro Infirmis zu einer Stellungnahme.

Zuvor und vor allem: Es ist gut, daß dieser Film geschaffen wurde. Pro Infirmis hat Walter Marti und Reni Mertens nur zu danken für diese immense, mühevollen und verantwortungsbewußte Arbeit, und sie stellt sich vollumfänglich hinter den mit erschütternder Augenscheinlichkeit demonstrierten Grundgedanken: Es gibt kein unwertes Leben! In jedem noch so schwer behinderten Kinde können Wille und Lust zur Aktion, zur tief befriedigenden Tätigkeit geweckt werden. Auch im entstelltesten, im «totesten» Antlitz kann das Licht einer tiefen Menschenempfindung aufleuchten! Nein, kein Leben ist unwert; man muß nur etwas tun mit